

(Nachdruck verboten.)

Das Erwachen.

Von D. Nisman.

Autorisierte Uebersetzung von A. Stein.

Kowrigas Augen wurden noch schläfriger und gelangweilter . . . Er wandte sich dem Mädchen zu, mit dem Säbel am Tische hängen bleibend, und streckte ihr die beiden, in langen schwarzen Ärmeln steckenden Arme entgegen, als ob er jemand zu sich rief.

„Nu, fehr Dich!“

Und sorgfältig betastete er das Mädchen von allen Seiten — vorne und hinten. Langsam fuhrn die Finger über ihre Hüften, von den Achseln bis zu den Stiefeln.

„Die Jacke ab! . . .“

Er steckte den Zeigefinger hinter den Kragen der Jacke und knöpfte ihn mit Hilfe des Daumens auf. Dann folgten die übrigen sechs Knöpfe, worauf Gaidutschenko, den schmalen Ärmelsaum erfassend, behend die Jacke herunterzog. Der nackte Hals und der obere Teil der Brust wurde sichtbar, schmale Schultern und schmale dünne Arme . . .

„Oh, wie die aber mager ist!“ grinste Gaidutschenko. „Ganz schrecklich mager!“

Der Kommissar bemerkte schmunzelnd:

„Du möchtest wohl nur solche von sechs Pud an? Durchsucht sie nur gründlich.“

Minna bebte in stummem Schreck zusammen. Die breiten harten Finger Gaidutschenkos, der hinter ihr steht, sind unter das Hemd gedrungen und haben ihre nackten Brüste fest umklammert.

„O Gott, und Du schweigst!“ stöhnt Anschl, die Augen schließend. „O Gott, und Du schweigst!“ . . .

V.

Kowriga zog unterdes Minna die Stiefel von den Füßen. Er zog zuerst den einen, dann den anderen aus und stellte sie nebeneinander auf den Boden.

„Klopf sie ordentlich aus, sieh zu, ob nicht etwas drin ist,“ befahl der Kommissar lächelnd.

Kowriga hob langsam und bedächtig einen Stiefel vom Boden, fehrte ihn mit der Sohle nach oben, klopfte mit der Handfläche darauf und steckte schließlich die Hand hinein. Dasselbe tat er mit dem anderen Stiefel und erklärte darauf mit eintöniger Stimme:

„Es ist nichts da.“

Er kniete jetzt nieder, hob Minna das Kleid in die Höhe, entblößte die Beine, die schwarzen Strümpfe, die Strumpfbänder. Er streckte die Hände in die Höhe, zu den Strumpfbändern. Auf seinen Fingern steckten Ringe, silberne und gelbe. Er löste ein Strumpfband und zog den Strumpf vom Fuß. Dann begann er den anderen Strumpf herabzuziehen.

Plötzlich hallte das Zimmer von einem neuen Schrei wider, der noch fürchterlicher war, als Minnas . . . Es war Anschl, der sich unter den kräftigen Fäusten der Schutzleute in krampfhaften Zuckungen wand und laut schluchzte . . .

„Nicht schlagen,“ sagte der Kommissar mit leiser, ruhiger Stimme. Nicht schlagen . . . soll er lieber zusehen . . . und zuhören. . . Na, Gaidutschenko, ist das Mädchen weich, hä?“

Die Augen zusammengekniffen, murmelt Gaidutschenko mit sonderbar zitternder, medernder Stimme, die nackten Brüste des Mädchens mit seinen schwulstigen Händen zusammenpressend:

„Die, welche dicker sind, die sind natürlich schmachhafter.“

Minna stieß plötzlich einen grellen Schrei aus und stieß, um sich schlagend, mit dem Körper, mit Händen und Füßen, Kowriga so stark vor die Brust, daß er nach rückwärts zu Boden stürzte.

„Ach, Du Kanaille!“ brüllte Gaidutschenko, zum Schläge ausholend.

„Nicht schlagen!“ beeilte sich der Kommissar ihn zu beruhigen. — „Wage nicht, sie zu schlagen!“ . . .

Er wandte sich zu Anschl und sagte mit lachenden, roten Lippen:

„Siehst Du, da sagen andere Leute, daß Deine Dirne nicht schmachhaft sei. Warum hast Du Dir solch ein freipiertes Ding ausgesucht? hö?“

Die Schutzleute wieherten laut auflachend Beifall. —

Weißer Farbe, unschuldige, reine! Kann man den hilfeschuchenden Blick zu Dir erheben kann man mit stummem Gebet Dich berühren? Weißer Farbe, Du heilige, reine!

„So mager ist sie. Euer Wohlgeboren, daß man ausspucken möchte, nichts mehr!“

„Seht nur ordentlich nach, vielleicht ist sie hinten fetter!“

Das Mädchen wurde hin und her gefehrt und gemendet, gestoßen, betastet, in die Höhe gehoben und niedergefetzt.

Man sprach, was man wollte, was der Iodernde viehische Instinkt einem eingab. Man sprach Worte aus, die dazu dienten, den Instinkt noch stärker anzufachen . . . Der unschuldige Kinderkörper, die knospenden Formen, ihre frische Zartheit — alles erfüllte die finsternen Seelen der Schutzleute, die nie die Reinheit gekannt, mit besonders heftiger, wüthender, stinkender Reizbarkeit . . . Und noch einen neuen ekelhaften Reiz hatte es an sich, das Reine Unschuldige besudeln zu können, und nicht nur im Geheimen, einzeln, zu lästern, sondern offen, in Gemeinschaft anderer. In gieriger Lust erbebend, wechselten sie miteinander Blicke, und ihre Augen glänzten wie Würmer auf einem Aas . . .

Alle Kleidungsstücke waren Minna vom Leib gezogen und lagen in Unordnung auf dem Fußboden umher. Bloß das Hemd war dem Mädchen geblieben.

Alles genau erkennend, stürzte sie von ununterbrochenen Zuckungen durchschauert, wie eine Schwerberwundete, auf eine Bank nieder. Ein sonderbares Schluden zerriß ihr Inneres. Ihr Haar lag aufgelöst auf der Bank und hing in Strähnen zu Boden. Das Hemd hatte sich in die Höhe geschoben und die Oberschenkel entblößt. Sie schob es nicht zu recht, sie konnte es nicht. . . .

Und sieben Schutzleute in schwarzen Mänteln, sieben massige, erregte, viehische Kerle standen laut atmend ringsum, und ihre trüben Augen schmunzelten, und ihre breiten Kinnbacken bewegten sich fürchterregend. . . .

Plötzlich stürzte Gaidutschenko nach vorne, warf schnell seinen Säbel ab und begann, am ganzen Leibe zitternd, sich aufzuknöpfen. . . .

„Sieh mal an! . . . Kannst wohl nicht mehr aushalten, Du Heißsporn?“ lächelte der Kommissar. „Bist mir ein heißblütiger Bräutigam. . . . Willst also unbedingt der erste sein, hä?“

Gaidutschenko geriet in Verwirrung. Er senkte seine Hand, die den losgeschnallten Ledergurt hielt, und das schwere Stahlschild schlug klirrend auf den Boden.

„Ne“, murmelte er, die Augen senkend. . . . „Natürlich werden Sie selbst der erste sein, Euer Wohlgeboren. . . . Wir kommen später. . . .“

„Wen möchtest Du als ersten zum Mann, he, Du?“ wandte sich der Kommissar an Minna. „Wähl' Dir einen,“ setzte er lachend hinzu, „es sind alles prächtige Zuchthengste, wirst zufrieden sein.“

Er wandte sich zu Anschl:

„Vielleicht wirst Du eine wählen? . . . Gleich werden sie alle Deine Mamsell heiraten, werden ihr die Menschenrechte verleihen, segne sie also. Nach altbäblichem Ritus, weißt Du? Damit es heilig und unerhörlich sein soll. In alle Ewigkeit, Amen! Er könnte ihr unterdessen die Füße halten, Euer Wohlgeboren! Könnte sozusagen Brautvater sein,“ schlug Gaidutschenko vor.

„Schön, kann auch Brautvater sein. . . . Mir recht. Nur zu. . . . Gebt ihr aber dennoch zuerst das Würstchen zu schmecken! Sie hat wohl schon Hunger, man muß sie also zuerst mit dem Würstchen bewirten. . . . Und Dein Brautvater, der soll zuschauen. . . . Gaidutschenko, los!“

Gaidutschenko legte seinen Gurt auf den Tisch, nahm einen langen, runden, wurstähnlichen Kautschukstreif vom Schrank, rollte dem Mädchen das Hemd bis zum Nacken auf und verfehrte ihm, weit ausholend, einen Schlag auf den bloßen Körper.

Laute, voll Wahnsinn, wilde, fürchterregende Laute stürmten durch das Zimmer. Als wären Haufen feindlicher Ungetüme aufeinander geraten, jedes mit zehn Rachen und hundert Zähnen, und als hätten sie in wahnsinniger Wut, in Haß und Schmerz, brüllend und heulend, mit allen ihren Rachen, mit allen ihren Zähnen einander erfaßt, um sich gegenseitig zu zerfleischen. . . . In Wirklichkeit aber schrie ein einziger Mensch. Es schrie Anschl.

Starke Fäuste hielten ihn. Er konnte keine Muskel rühren, so stark wurde er gehalten. Und all sein Entsetzen, all seinen Haß, alle seine endlose Verweisslung konnte er bloß in seinem Schrei ausdrücken.

Es schrie Anschl.

Minna aber schwieg.

Sie biß die Zähne zusammen und schwieg.

Der Kautschukstreif flog auf, um pfeisend niederzuklatschen. Er bohrte sich in den blaffen Körper wie ein Messer in den Teig, um gleich darauf wieder in die Höhe zu fliegen.

Und schwarz-rot-blaue Striemen brandeten auf. Und wieder eine . . . und wieder eine. . . .

O wie glücklich sind die Toten! O wie glücklich die Totgeborenen! O wie selig die mit einem Schläge Getöteten!

Der Kautschukstreif fliegt auf. Der Kautschukstreif fällt nieder. Nochmals und nochmals. Wieder und wieder. . . .

Und die wahnsinnigen Ungetüme mit ihren zehn hundertzähligen Rachen zerfleischen noch immer einander, und der Kommissar sitzt wie früher mit ruhigem, leidenschaftslosem Gesicht auf seinem Stuhle — ein Mensch mit außerordentlich dicken und außerordentlich roten Lippen. . . .

„Sie ist schon bestimmungslos,“ meldet Kowriga mit ein-töniger Stimme.

„Nun, dann bring sie zur Besinnung! Nimm Du mal den Kautschukstreif, Kowriga!“

Der Kautschukstreif fliegt auf, fliegt ab. Und wie ein Messer in rohes Fleisch bohrt er sich in den zerfleischtesten, schwarz-rot-blauen Körper.

(Schluß folgt.)

Im Steinernen Sack.

Genosse Parvus hat Eindrücke, Stimmungen, Betrachtungen aus dem Petersburger Untersuchungsgefängnis, aus der Peter Paul-Festung und aus Sibirien in dem Buche: „In der russischen Bastille während der Revolution“ (Verlag von Roden u. Co., Dresden) niedergelegt. Wir geben einen Abschnitt daraus wieder, der bezeichnend ist für die unbändige Kämpfernote, die auch im „steinernen Sack“, der Isolierhaft der Peter Pauls-Festung, mit allen Fibern des Hirns und des Herzens an der großen Sache des Proletariats arbeitete und tiefe Gedanken schöpfte aus dem Brunnen der Vereinsamung und der Qual. In diesen Tagen, da die Führer des russischen Befreiungskampfes aufs neue dem Leben entrissen werden in das Dunkel der Gefängnisse, werden die Betrachtungen von Parvus wie ein Kommentar zu den Zeitereignissen wirken, die sich vor unseren Augen abspielen, und uns mit lebendigster Teilnahme für die Opfer des Zarentums, die hoffentlich bald seine Besieger sein werden, erfüllen.

Literarische Tätigkeit war mir zur Lebensgewohnheit geworden. Es war meine Arbeit. Und ich war zur Untätigkeit verurteilt, ich durfte nicht arbeiten.

Gedanken, Bilder, Stimmungen drängten sich in meinem Hirn; da sie aber keinen Ausweg fanden in literarischer Schöpfung, blieben sie unvollendet, ungeformt, zerstoßen wie die Funken, die der Hammer aus dem glühenden Eisen schlägt, verflüchtigten sich, wie die Wölflinchen am Himmel.

Wie die Glaskugel im Wasserstrahl, die sich hebt und senkt, die Sonnenstrahlen in tausend Lichtern bricht und dieses Spiel ewig wiederholt — also war das Spiel meiner Gedanken.

Das Leben gibt uns somit unzählige Eindrücke. Unsere Aufmerksamkeit wird durch Menschen und Dinge gefesselt und in fortwährender Wechselwirkung mit unserer Umgebung verfliehet uns die Zeit. Dennoch, wenn wir unsere Tätigkeit nicht auf einen bestimmten Zweck konzentrieren, wird uns das Leben zum Ueberdruß.

Die Arbeit soll ein Fluch sein? Nein, ein Fluch ist der Müßiggang!

Seht doch diese Ärmsten, die keine Ruhe finden, weil sie keine Arbeit kennen! Sie jagen über die Berge und über die Meere, durch alle Weltteile, auf der Sucht nach neuen Eindrücken. Wie der ewige Jude, sind sie zur Flucht vor sich selbst verurteilt. Sie fliehen ihre eigene innere Hohlheit. Sie haben keine innere Blut. Sie haben keinen inneren Halt. Ihre Seele ist zerfasert. Ihr Geist ist wie stehendes Wasser, in dem alles verfault. Sie können nur

noch verlangen, niemals erstreben. Nichts vermag sie hinzureißen, aber die geringste Grille verbittert ihnen das Dasein. Ihre Gedanken und ihre Empfindungen, nicht durch ein Lebensziel in einem Brennpunkt gesammelt, dem in Kampf und Lebensdrang die Arbeit entspringt, werden von flüchtigen Stimmungen auseinandergerißt und getragen, wie die Spreu im Winde, und sinken, wie Spreu, kraftlos und nutzlos zu Boden.

Wie aber hier, wo es keine Außenwelt gab, keine äußeren Eindrücke, außer dem Gurren der Tauben, den Signalspeisen der Dampftrichter an der Rewa und dem Glockenspiel der Festungsurh, die jede geschlagene Stunde von neuem ihr „Gott schütze den Zaren“ begann?

Das Lesen von Büchern ist an und für sich ebensowenig Arbeit, wie das Turnen Arbeit ist. Unsere Tätigkeit muß, nach unserer menschlichen Logik, ein handgreifliches Ergebnis haben. Sonst fühlen wir uns unbefriedigt, und die Kräfte unserer eigenen Natur wenden sich gegen uns. Dieser Aufruhr der inneren Kräfte kann so groß sein, daß die Menschen nach einem Betäubungsmittel suchen, um ihn zu unterdrücken. Diesem Zwecke dient der Rausch, obwohl das Bedürfnis nach diesem auch anderen Ursachen, wie Ueberreizung, Ermüdung usw. entspringen kann. Es will mir scheinen, daß in der Lahmlegung der Gehirntätigkeit auch der Reiz und die Ansteckungsgefahr gewisser religiöser Uebungen liegen, die bei den Jaktiren in Ostindien, aber auch in manchen christlichen Sekten im Gebrauch waren und noch sind, zum Beispiel Drehung des Körpers um die eigene Achse, Gesichtszerrungen und anderes mehr.

Oft hatte ich das Bedürfnis, dem Ansturm der Gedanken und dem Spiel der Phantasie, die kaleidoskopartig Bilder und Gestalten vor mir häuften und veränderten, zu entfliehen, mich zu vergehen, und wäre es auch durch Sinnverwirrung. So machte ich zum Beispiel tausendmal im Laufschrift den Rundgang durch mein Zimmer, also 14 000 Schritt, und erzielte damit eine wohlthuende Ermüdung. Ich streckte mich auf meinem Bett aus und hatte für einige Augenblicke keinen Wunsch, keinen Gedanken, nur das rein physische Bedürfnis, auszuruhen. Das war mir eine Wonne.

Ich hatte aber doch wenigstens Bücher. Wie mußte es erst jenen ergehen, die auch der Lektüre beraubt waren oder denen das Reich der Literatur und Wissenschaft, diese zweite Welt, die der Mensch sich erschaffen hat, überhaupt unzugänglich war? Nun wurde es mir klar, warum die gemeinen Verbrecher eine solche Angst vor der Isolierhaft haben.

Aber noch ein anderes trat mir jetzt besonders kraft vor die Augen: der Überwuch des Gedankens, daß die Menschen faulenz würden, wenn man sie nicht durch Gewalt oder durch die Hungerpeitsche zur Arbeit antreiben würde! Nichts unsinniger, nichts toller, nirgends eine schlimmere Verleumdung der menschlichen Natur, als in dieser Behauptung!

In einer endlosen Verkettung glitten im Anschluß an diesen Gegensatz die Gedanken durch mein Hirn, indessen ich mit großen Schritten das grußtähnliche Gewölbe durchmaß.

„Das Nichtstun ist eine Strafe, die selbst den stumpfsinnigsten Verbrechern zur Qual wird.“

„Man denke sich einen Menschen mit gefesselten Armen und Beinen und einer Binde vor den Augen. Wäre das nicht eine schreckliche Marter, selbst wenn dieser Mensch gut gebettet und gut genährt wäre? Was aber wäre das Schlimme daran? Die Untätigkeit!“

„Alle unsere Sinnesorgane, der Blutumlauf unseres Körpers, die Molekularbewegungen unseres Hirns treiben uns zur Tätigkeit an, erzeugen Tätigkeit — und da glaubt man, diese menschliche Maschine werde keine Arbeit leisten, wenn man in sie nicht mit einem Stoß dreinschlägt!“

„Nein, umgekehrt, Zwang und Not haben erst die Arbeit zur Qual gemacht.“

„Die Arbeit ist die Erzeugerin unseres Reichtums und unserer Kultur, sie ist der springende Vorn, aus dem die Persönlichkeit die Kraft und den Antrieb schöpft zu ihrer vollen Entfaltung, sie ist die Wurzel unseres Glücks, ohne die es nicht gedeihen kann. Mit tausend lebenden Fäden einigt die Arbeit die Familie, die Nation, die Menschheit. Und doch haben wir es zustande gebracht, uns so einzurichten, daß der Arbeit nicht Eintracht, sondern Zwist entspringt, und ihr Segen wird uns zum Fluch!“

„Ein großer Riß geht durch die Gesellschaft, der sie in Klassen scheidet, die übereinander geschichtet sind. Seitdem ist der kulturelle Fortschritt mit dem Eisgang auf dem Meere zu vergleichen, bei dem die Eisberge sich übereinander aufstürmen, gegeneinander anstoßen und zerhacken und sich wieder aufstürmen; und währenddem die felsam zerklüftete obere Schicht an der Sonne glitzert, bleiben die Massen tief unten in Nacht und Kälte.“

„Man hat durch die Arbeit die Arbeiter unterjocht. So wurde die Arbeit zur Quelle der Ausbeutung.“

„Die Ausbeutung kehrt alle Wohltaten der Arbeit in ihr Gegenteil um. Die Ausbeutung bewirkt es, daß die Arbeit, die das Leben erheben und verschönern sollte, dem Arbeiter keine Zeit zum Leben läßt. Die Ausbeutung bewirkt es, daß die Arbeit den Arbeiter von seiner Familie trennt. Die Ausbeutung bringt den Kampf ums Dasein zwischen Mann und Frau, zwischen Vater und Kind. Die Ausbeutung bewirkt es, daß die Arbeit den Arbeiter zum Krüppel macht, seine Gesundheit verkümmern läßt, seine Lebensstage kürzt. Die Ausbeutung bewirkt es, daß die Arbeit den Arbeiter stumpfsinnig macht, statt seine Sinne und seinen Geist

zu schärfen. Die Ausbeutung erzeugt Haß, Neid, feige Unterwürfigkeit, Verzweiflungswahn und Hohheit.

„Die Ausbeutung hat die Arbeit entehrt.“

„In Lumpen gehüllt, ein abgehärmtes Weib, mit dürren, schwieligen Händen, gebücktem Rücken, aufgelöst das dünne Haar, geht die Arbeit durch die Straßen, — und das Leben, geschminkt und aufgepußt, rollt auf Gummirädern an ihr vorbei und sieht sie verächtlich über die Achsel an. In den Palästen heßt man sie mit den Hunden, in den bürgerlichen Häusern schließt man vor ihr die Türen zu; man weist sie zurück, man stößt sie weg, man jagt sie hinaus zu den Armen, in den Schmutz der Vorstädte, wo Kasse und Kälte herrschen.“

„Ausbeutung, Klassenscheidung, Klassenherrschaft haben uns mit uns selbst verfeindet, unsere sozialen Begriffe und Vorstellungen entzweit, betwirkt, entstellt. Wie die Irenen tollen wir uns in dieser Welt herum. Wir erkennen uns nicht gegenseitig. Wir steigen einander über die Köpfe. Seht da diesen: er ist auf den Feden geklettert, beklebt sich den Rock mit bunten Feden, setzt den Federbusch auf und läßt sich militärisch grüßen! Wir bearbeiten uns mit Messern, jagen uns gegenseitig Bleikugeln ins Fleisch, erfinden Geschosse, die über zwanzig Kilometer weit reichen, um uns gegenseitig auf diese Entfernung verwunden zu können. Wir werfen unser Hab und Gut zum Fenster hinaus, wir stürzen es in die Meeresbogen. Wir schaffen unendliche Reichtümer; und alles, was wir geschaffen haben, tragen wir zusammen, häufen es zu Bergen auf, die bis an die Wollen reichen; ganz oben legen wir Steine aus Gold; darauf setzen wir einige aufgeblähte Kerlschens, die aus vollem Halse schreien: „mein!“ — wir selbst aber, hungernd und frierend, bilden unten große Militärkorps, um uns selbst und der ganzen Welt den Zutritt zu den von uns erzeugten Reichtümern, zu den Speisen und den Gewändern, zu verwehren. Und wenn man uns fragt: „warum tut Ihr das?“ — so antworten wir: „weil es uns hungert und friert!“ Und wir bilden uns ein, die Menschheit werde nicht mehr arbeiten, wenn sie nicht mehr ausgebeutet wird.“

„Man schaffe die Ausbeutung aus der Welt, und der Arbeiter kommt aus der Not, die Arbeit aus der Schande, die Menschheit aus dem Irrenhaus heraus.“

„Die Befreiung der Arbeiter wird die Kultur von ihren Fesseln befreien. Dann wird es herrlich erstehen und erblühen, das menschliche Reich der Arbeit.“

Also dachte ich. Und noch mehr Zusammenhänge, Verflechtungen, Gegenüberstellungen kamen mir durch den Sinn. Wie die Fischelein im Wasser glitten sie aneinander, tauchten in die Tiefe, schossen pfeilschnell in die Höhe. Dann ordneten sie sich, wie eine Schar Vögel, die gegen Abend von den Felsen unter die Strohdächer des Dorfes zurückkehrt. Und auch um mich wurde es Abend. Die Dämmerung zeigte sich. Sie schlich sich bei mir immer um elfliche Stunden früher ein, als in der übrigen Welt.

Sie hatte hier in der Feste ihre Diebeswinkel, wo sie sich sammelte, um von hier aus im dunklen Schatten die Stadt zu erobern. Von weit her, über die Reiva hinweg, die unhörbar — doch ich spürte sie — an der Festungsmauer vorbeisof, kamen die langgezogenen surrenden Pfeife der Fabriken. Feierabend — oder auch nur Schichtwechsel! Oh, wenn ich doch mit meinen Armen zugreifen dürfte — arbeiten! einerlei, wie und unter welchen Verhältnissen!

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Populäre Aufsätze und Vorträge von Professor Dr. Ernst v. Leyden. (Deutsche Bücherei, Berlin, 4 Bändchen je 30 Pf.) Der hervorragende Kliniker, geheimer Medizinalrat Leyden, gibt in diesen Heften gleichsam einen Katechismus der Gesundheitspflege. Es sind Fürsorgebücher und die Abhandlungen über Kranklichen, Armenkrankenpflege, Lungenentzündung, Schutzpockenimpfung und so weiter keine gelehrten Dozentenvorträge, sondern aus erprobter Praxis heraus niedergeschriebene Erfahrungssätze. Aus jedem Thema leuchtet des Verfassers soziales Bewußtsein hervor, eine einfache klare und präzise Form macht sie verständlich, ohne daß die Wissenschaft der Hygiene laienhaft veräußerlicht wird. Prof. Leyden baut sein System der Volksgesundungen ganz auf die Ernährungstherapie auf; gut ernähren und gut heilen ist ihm eins. Gut ernähren heißt aber nicht viel Nahrung, sondern richtige Nahrung aufnehmen. Der Laie darf diese gemeinverständlichen Vorträge als gewinnbringenden Leitfaden einer vernünftigen Volkshygiene betrachten.

Aus eines Mannes Mädchenjahren von R. D. Body (Gustav Risches Nachf., Berlin, 2,50 M., geb. 3,50 M.). Das Buch enthält die Aufzeichnungen eines Menschen, der als Knabe geboren und als Mädchen erzogen wurde. In einem Vorwort berichtet Rudolf Preßler, wie er selbst den an seinem Geschlecht Leidenden bestimmte, seine Lebensgeschichte niederzuschreiben. Daraus ist eine sexuelle Weichte geworden. Nicht künstlerisch mit Aesthetenraffinement gefügt, aber erfüllt von der Not eines Gequälten, den das Leben über sich selbst im Unklaren lieh, bis endlich, stärker als alles, sein wahres Geschlecht sich nicht mehr in Mädchenkleider einzwängen ließ. Der Lebens- und Leidensweg dieser Nora Body war eine Straße voller Dornen und Birnisse hin zum Weibe, und eines Tages lehrte sie ein mächtiger Trieb

erkennen, daß sie in Wahrheit ein Norbert Body sei. Diese voll Schmerzen vollzogene Metamorphose schildert der Verfasser in schlichtem Freimut und seine Bekenntnisse unterscheiden sich von den spekulativen Aufzeichnungen modischer Pervertitäten, die angeblich der Menschheit helfen wollen, im Grunde aber nur pornographischen Gelüsten dienen, durch diskreten Takt und sittlichen Ernst. Literarische Dualitäten kommen dem Buche nicht zu, wie etwa dem Roman einer Ungenannten: „Verbene Junfers Liebe“, in dem die weibliche Homosexualität gleicherweise dichterisch wie feingeistig behandelt wird. Ebenso dürften diese aufgezeichneten tragischen Sexual-Dyrismen kaum einen wichtigeren Beitrag zum Hermaphroditismus ergeben. Alles Wissenswerte über jeguelle Zwischenstufen findet sich ja viel typischer bei Kraft-Ebing. Der hauptsächlichste Reiz des Buches, das sicher schon durch seine geschmacklos vulgäre Umschlagzeichnung große Anziehungskraft ausüben wird, besteht wohl nur im Autobiographischen.

Sprachwissenschaftliches.

Die Lautverschiebung und anderes. Die Sprache der alten Inder trägt den Namen Sanskrit, d. h. die unbergleichliche. Selbstverständlich waren es die Inder selbst, die ihr diesen Namen beigelegt haben, denn jedes Volk hält aus verzeißlicher Eitelkeit seine eigene Sprache immer für die beste.

In dieser altindischen Sprache heißt das hochdeutsche Wort Bruder bhratar, wo das bh sich der Aussprache eines k nähert. Das nämliche männliche Wesen heißt im Griechischen phrater, im Lateinischen frater, im Gotischen, einer alten, jetzt untergegangenen germanischen Mundart, brathar, im Althochdeutschen pruoder, und im heutigen Englisch brother. Das th in diesen Wörtern ist aber wie ein wirkliches th zu sprechen, d. h. wie ein t und damit ein verschmolzenes h. Diesen für uns Deutsche etwas schwierigen Lauten erhält man am besten, wenn die Zungenspitze lose zwischen die beiden Zahnreihen steckt und etwas Luft hindurchbläst. Es hat große Ähnlichkeit mit dem Lispellaut, den manche statt eines s sprechen.

Nehmen wir zu diesen Sprachen noch die verbreitetste slavische Sprache, das Russische hinzu, in dem der Bruder bratu heißt (das u ist hier aber kaum hörbar und wird als bloßes Härtezeichen angesehen), so haben wir der Hauptsache nach den sogenannten indogermanischen Sprachkreis in seinem ganzen Umfange. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Sprachen nennt man die indogermanische Sprachwissenschaft.

Es ist nicht schwer, selbst für den Laien nicht, zwischen allen diesen Ausdrücken für Bruder eine gewisse Ähnlichkeit zu entdecken, die darauf schließen läßt, daß allen diesen genannten Sprachen eine gemeinsame Ursprache zugrunde gelegen hat, eine Sprache, die in unbordenflicher Zeit von einem indogermanischen Urbolke gesprochen worden sein muß.

Der Scharfsinn der Gelehrten hat es denn auch richtig zuwege gebracht, durch Anwendung der in den vorhandenen Sprachen beobachteten Gesetzmäßigkeiten diese indogermanische Ursprache der Hauptsache nach wieder herzustellen. Die Heimat dieser Ursprache und des Volkes, das sie gesprochen hat, ist bis jetzt noch nicht näher bestimmt worden. Doch kann sie in nicht allzu großer Entfernung von Babylon gelegen haben, da das delabische Zahlensystem (das Zahlen nach Abteilungen von je 10) der Indogermanen deutlich zeigt, daß es von dem Sexagesimalssystem (dem Zahlen nach Abteilungen von 60 usw.) der Babylonier beeinflusst worden ist.

Um dem Leser einen Einblick in das Fach der indogermanischen Sprachwissenschaft tun zu lassen, möchte ich ihm eine der bekanntesten Gesetzmäßigkeiten, die den Forscher zu sicheren Schlüssen berechtigen, an dem eingangs erwähnten Beispiel vorführen.

Nehmen wir also das altindische bhratar, das ähnliche griechische und lateinische phrater, frater, so begegnet uns dafür in dem engeren germanischen Kreis das gotische Wort brothar. Was sehen wir daran? Zunächst, daß das h von dem b oder p verschwunden ist und sich in enger Gemeinschaft mit dem t befindet, das dadurch zu dem oben gekennzeichneten Lispellaut geworden ist. Gehen wir noch einen Schritt weiter, zum Althochdeutschen. Dort begegnen wir dem Wort pruoder und bemerken, daß das weiche b zum harten p und das gehauchte t zum weichen d geworden ist.

Nehmen wir das griechische und lateinische chortos resp. hortus, so lautet dies Wort im Gotischen gards und im Althochdeutschen karto. Es bedeutet Garten. Hier sehen wir an dem k-Laut sich dieselbe Aenderung vollziehen, wie in dem obigen Beispiel frater an dem p- und t-Laut.

Diese drei Laute, also der p-, t- und k-Laut, heißen in der wissenschaftlichen Grammatik mutas oder stumme Buchstaben, im Gegenjah zu den Halbvokalen l, m, n, r, s, die sich im wesentlichen in allen deutschen Mundarten und verwandten Sprachen gleich bleiben.

Sind die mutas hart, lauten sie p, t, k, sind sie weich b, d, g, sind sie gebauht ph (f), th, ch.

Nimmt der Leser sich jetzt einmal die Mühe, die beiden Wörter Bruder und Garten in den genannten drei oder vier Sprachen zu betrachten, so sieht er, daß der Uebergang vom gehauchten in den weichen und von da in den harten Laut erfolgt. Diese Reihenfolge bleibt immer dieselbe. Denn nehmen wir einen weichen Laut, z. B. das lateinische dent-is, so muß im Gotischen für das d ein t erscheinen. Und wirklich heißt das Wort hier tunthus und im Hochdeutschen treffen wir dafür das Wort Zahn an, wo z=ts für das für unsern Zunge unmögliche th steht.

Humoristisches.

Auf diesen merkwürdigen Wechsel der Stummlaute innerhalb der germanischen Sprachen hat der verdiente Sprachforscher Jakob Grimm († 1863) zuerst hingewiesen.

Nach ihm heißt das Gesetz der Lautverschiebung auch das Grimmsche Gesetz. Neben Jakob Grimm hat der dänische Sprachforscher Rask sich um die Erkennung dieses Lautwechsels sehr verdient gemacht.

Man darf übrigens nicht denken, daß das betreffende griechische oder lateinische Wort ins Gotische und von dort ins Althochdeutsche übergegangen ist, eine Annahme, zu der die Kürze des gewählten Ausdrucks verleiten könnte. Es ist vielmehr so: es hat eine Zeit gegeben, wo der Lautbestand des Althochdeutschen der gotischen Stufe, der Lautbestand des Gotischen der lateinischen Stufe gleich war. Wir wissen nur von den früheren Stufen dieser Sprachen nichts, weil uns nichts an Schrifturkunden erhalten ist.

Außer diesem Gesetze gibt es noch andre, z. B. das des grammatischen Wechsels, das auf einen gewissen Wechsel des Akzentes beruht. Es würde aber zu sehr ins Innere der eigentlichen Wissenschaft führen, wollten wir an dieser Stelle auch hiervon umständlich sprechen.

Genug diese Gesetze haben es ermöglicht, auch die uralte germanische Sprache im wesentlichen wieder aufzubauen, eine Sprache, die vor langen Zeiten die Deutschen, die Holländer, teilweise die Engländer und die skandinavischen Völker nebst noch einigen, die im Strom der Zeiten verloren gegangen sind, der Hauptsache nach gesprochen haben. Die genannten Völker bildeten zu der Zeit nur ein einziges Volk und saßen wahrscheinlich am Rande des westlichen Ostseebeckens in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, auf den dänischen Inseln und in Schonen.

Vermöge dieser entdeckten Gesetzmäßigkeiten hat noch ein anderer Zweig der Sprachwissenschaft, die Etymologie, die nach den Verfahren der Wörter sucht, eine größere Sicherheit und damit eine größere Zuverlässigkeit erhalten. Die genannte Wissenschaft hat es namentlich darauf abgesehen, die einsilbigen Wurzeln der Wörter in ihrer Urgestalt zu ermitteln und herauszubringen, welche Anschauung diesen Wurzeln zugrunde lag. Es braucht also nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß diese Wissenschaft für die Geschichte des Bedeutungswechsels von großer Wichtigkeit ist.

Mancher Leser kennt wohl das lateinische Wort *hostis*, das *Feind* bedeutet. Streichen wir die Endung *is* weg, bleibt uns *host* übrig, worin nicht unschwer das deutsche Wort *Gast* zu erkennen ist, besonders, wenn man das *h* als *ch* spricht. Ursprünglich bedeutet *hostis* Fremdling. Der *Gast* ist aber immer mehr oder weniger ein Fremder, besonders in den Zeiten, wo die Leute nicht so nahe zusammenwohnten. Der Römer nun hat die bösen Eigenschaften des Fremdlings so stark in den Vordergrund geschoben, daß er ihm ein *Feind* wurde, während der Germane wohl mehr an seine Hilfslosigkeit gedacht hat und angenehme Vorstellungen mit diesem Worte verbindet.

Ernst Brede.

Aus der Pflanzenwelt.

Einer der ältesten Eibenbäume Deutschlands auf Reisen. In Frankfurt a. M. wird gegenwärtig, wie die „Umschau“ berichtet, ein botanisch ebenso interessantes wie technisch schwieriges Wagnis, nämlich die Umpflanzung und der Transport eines der ältesten Eibenbäume Deutschlands (*Taxus L.*) unternommen. Der Baum, dessen Alter zuverlässig nicht festgestellt werden konnte, das aber zwischen 300 und 700 Jahre geschätzt wird, stand bisher im alten Botanischen Garten der Sendenbergschen Stiftung, dessen Terrain von der Stadtverwaltung erworben und für andere Zwecke bestimmt wurde. Um nun die alte Eibe, die heutzutage nur noch in besonders günstigen Landstrichen gedeiht, mit Rücksicht auf den botanischen Wert, und aus Gründen der Pietät gegen den Stifter zu erhalten, beschloß die Stiftungs-Administration, den 20 Meter hohen Baum in den neuen Botanischen Garten umzupflanzen. Unter Aufsicht botanischer Sachverständiger wurden die Vorarbeiten hierfür bereits vor drei Jahren eingeleitet und unter anderem die Wurzeln um 2 Meter gestutzt. Ende Mai dieses Jahres konnte alsdann der Transport aus dem alten Botanischen Garten durch den Nordwesten der Stadt nach dem neuen Botanischen Garten, eine Strecke von etwa 2 Kilometer Länge, begonnen werden. Man hofft, daß die Verpflanzung gelingen wird, zumal alle nur erdenklichen Schutzmaßregeln zur Erhaltung getroffen worden sind. So haften an den Wurzeln, von Brettern kastenförmig eingefast, ein Erdballen von 4 Meter Länge, 4 Meter Breite und etwa 1,80 Meter Höhe, der dem mit seinen Zweigen oft noch die Häuserdächer beschattenden Riesen mit zu einem Gewicht von annähernd 900 Zentnern verhilft. Ein solch enormes Gewicht auf vier Räder zu setzen, war von vornherein ausgeschlossen, weil sonst jedes Rad über 200 Zentner Belastung erfahren hätte, somit 40 Zentner mehr als die zulässige Lokomotivlast; die Straßen hätten einem solchen Raddruck zweifellos nicht widerstanden. Um den Druck zweckentsprechend auf eine möglichst große Fläche zu verteilen, wurde die Eibe auf Walzen aus amerikanischem Sidorholz gesetzt und die Straßen zum Schutze der Kanäle im Straßennuttenbau mit mehreren Bretterstücken abgedeckt, die wiederum nach jedem Antriebe durch die beiden vorgezogenen Straßenwalzen hinten weggenommen und vorn vorgelegt werden mußten. Der Transport dürfte einen Zeitraum von vier Wochen in Anspruch nehmen und über 20 000 M. Kosten verursachen.

— **Drahtisches Mittel.** Richter: „Sagen Sie mir doch, warum Sie dem Kupfersepp eine so brutale Ohrfeige gegeben haben?“ — Angeklagter: „Z' hab' ma beim Holzbaden a wen'g d' rechte Hand vataucht g'habt und wia ma der Sepp, den i' eh net leiden kann, in'n Durs' lemna i', da hab' i' ma denkt: Sackeradi, hiagt kannst D' der Dei' Hand wieder einrenk'n!“

— **Mit gleicher Münze.** Madame (die Möbel mit einem Vergrößerungsglas betrachtend): „Da schauen Sie nur her, über- all liegt noch Staub.“ — Dienstmädchen: „Ja, gnä' Frau, wenn Sie die Möbel mit der Lupe beschauen, dann können Sie sich ein Dienstmädchen mit der Laterne suchen.“

— **Abgewinkt.** Feldwebel: „Meher, haben Sie gestern nicht eine Kirmesliste erhalten?“ — Meyer: „Zu Befehl, Herr Feldwebel, aber es stand darauf: „Eigene Angelegenheit des Empfängers!““

— **Theorie und Praxis.** Vater (seinen Sohn ermahnend): „Der Mensch soll in allem, was er tut, immer äußere Ruhe und überlegenen Gleichmut bewahren. (Als der Sohn zum Fenster hinausieht) Himmel Donnerwetter, Lausbub, hör' doch zu, wenn ich Dir was sage!“

(„Reggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— **Das Feuilleton in Nr. 117:** Aus den Tiefen der Gewässer war dem umfassenden Werke: Das Leben der Pflanze von R. S. Francé entnommen, dessen erster Band jetzt komplett vorliegt (Verlag des Kosmos, Stuttgart).

— **Eine Ausstellung von Antiquitäten und Kunstgegenständen** findet vom 5. September bis inkl. 6. Oktober 1907 in dem Gesamtträumen der Berliner Sezession am Kurfürstendamm 208/209 statt.

— **Künste und Wissenschaften blühen.** Der König von Württemberg verlieh dem Schriftsteller Gustav Kadelburg das Ritterkreuz 1. Klasse des Friedrichsordens.

— **Haedel gegen die Studierei.** Im Volksbause zu Jena sprach Prof. Haedel vor zweitausend Hörern über das Menschenproblem und die Linnischen Herrentiere. Zum Schluß wandte er sich unter allseitigem Weifall gegen Reife, den Herrenhauswissenschaftler und Studt und feierte Jena als den Hort freier Forschung und Lehre. — Früher verboten die Regierungen ihren Landeskindern den Besuch von Universitäten, die nicht nach ihrer Pfeife tanzten. Ob Studt diese bewährte Praxis nicht wieder beleben will?

— **Von der Sonne.** Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Auf der Sonne spielen sich gegenwärtig wichtige Vorgänge ab. Wie man weiß, unterliegt die Tätigkeit der Sonne einer elfjährigen Periode, die sich in Zahl und Größe der Flecken dokumentiert. Das Maximum der Entwicklung dieser Gebilde war in der Mitte des Jahres 1905 eingetreten und seitdem hatten sie, im Anfang langsam, im laufenden Jahre entschieden abgenommen, so daß man erwarten durfte, die Sonne hin und wieder ganz fleckenfrei zu sehen. Um so auffälliger ist es, daß gegenwärtig ein kolossalster Fleck sich präsentiert, oder eigentlich sind es zwei, die unter einander verbunden sind. Sie müssen auf der Rückseite der Sonne vor einigen Tagen entstanden sein; denn an ihrer Stelle war vorher nichts vorhanden, auch nicht der kleinste Fleck. Infolge der Rotation der Sonne, die auf der Vorderseite von Ost nach West erfolgt, kamen sie am Ostrande am 14. d. M. zum Vorschein. Die wahre Größe der Flecke wird sich erst zeigen, wenn sie bis in die Mitte der Scheibe vorgerückt sein werden, was etwa am 19. Juni der Fall sein wird, vorausgesetzt, daß sie bis dahin nicht abgenommen haben. Unter dieser Voraussetzung steht sogar zu erwarten, daß man sie mit bloßen Augen als schwarzen Punkt erkennen werde. Eine weitere Möglichkeit ist eine Einwirkung auf den magnetischen Zustand der Erde, d. h. Entstehung von Nordlichtern und elektrischen Erdströmen.

— **Das größte Schiff der Welt.** Der neueste Riesen- dampfer der Cunard-Linie, die „Lufitania“, deren Ausrüstung soeben in Clyde vollendet wird, stellt einen neuen Rekord der Schiffsbaukunst dar. Der schwimmende Kolos hat eine Länge von nicht weniger als 785 Fuß, einen Bruttotonnengehalt von 32 500 Tonnen, und soll trotz dieser gewaltigen Dimensionen eine Geschwindigkeit von 25 Knoten entwickeln. Die Einrichtung soll in allem danach streben, auf die Illusion eines festen Hauses hinzuwirken. Lifts befördern die Reisenden von Deck zu Deck. Von jeder Kabine aus kann man telephonieren und sich mit den Zeitungshändler oder dem Friseur oder dem Weinhändler oder dem Arzt verständigen. Die Anwendung der Elektrizität geht so weit, daß selbst die Bettlatten elektrisch gewärmt werden können. Dampf-, Licht- und alle Arten Heilbäder sind in großem Umfang vorgesehen, ja selbst ein Turnsaal gibt Gelegenheit zu athletischen Übungen. Das Schiff wird am Abend nicht weniger als 1200 erleuchtete Fenster zeigen; 300 Mann bilden die Besatzung. Dabei ist Raum für 550 I. Klasse-, 500 II. Klasse- und 1300 III. Klassepassagiere, sodas das vollbesetzte Schiff mit jeder Fahrt 3150 Menschen über den Ozean führen wird. — Und das Zwischendeck? Spottet offenbar allen hygienischen Vorschriften, gerade wie bei den anderen Luxusdampfern.